

„Die Welt nicht mehr verstehen“

(eine Art Arbeitsblatt)

Jean Améry: *Über das Altern. Revolte und Resignation*. Klett-Cotta, Stuttgart 1979, 5. Aufl. (1. Aufl. 1968).

Zusatzinformationen

Jean Améry, geb. am 31. Oktober 1912 als Hans Chaim Mayer in Wien, gest. am 17. Oktober 1978 in Salzburg, war ein österreichischer Philosoph und Schriftsteller.

Hermann Karl Hesse, geb. am 2. Juli 1877 in Calw, gest. am 9. August 1962 in Montagnola, Schweiz, war ein deutsch-schweizerischer Schriftsteller.

Ernst Jandl, geb. am 1. August 1925 in Wien, gest. am 9. Juni 2000 ebenda, war ein österreichischer Dichter und Übersetzer. Sein Gedicht „**fortschreitende räude**“, aus dem Améry zitiert, stammt aus dem Jahr 1957.

Folgende fünf Zitate aus Jean Amérys Buch über das Altern können uns – wenn wir das zulassen – einen Denkanstoß in Bezug auf die Frage nach der Kultur geben:

1. KULTURELLES ALTWERDEN – GIBT ES SO ETWAS?

„Wer an die Schwelle gerät, dieser an Jahren früher, jener ein wenig später, mancher gewappnet mit Aufrichtigkeit, ein anderer befangen in Selbsttäuschung, die aber allemal sich als wenig solide erweist, muß irgendwann erfahren, dass er die Welt nicht mehr versteht. Dieser Aspekt des sozialen Alterns: das im weitesten Sinne *kulturelle* Altwerden, erhellt sich zumeist in einem ziemlich langsamen, undramatischen Prozeß sukzessiver Einsichten. Zuerst ist da oft nur ein taubes Gefühl von Widerwillen gegen das, was der Alternde für sich den „kulturellen Jargon“ seiner Epoche nennt, wobei er sich sperrt gegen die Frage, ob er nicht gleichfalls einen solchen Jargon redet, nur eben einen überständigen, und nicht, wie er meint, eine reine Sprache, die Sprache schlechthin. Es begleitet ihn dann bei der Lektüre gewisser Zeitschriften und Bücher ein leichtes Missbehagen und er wird die Neigung haben, mit ablehnend resigniertem Achselzucken von Mode, Snobismus, Ismen, verbaler Wichtigtuerei zu sprechen, was er sich allerdings oftmals versagt, da man ja nicht gerne in rückständiger Vertrotztheit abseits stehen mag.“ (S. 87)

2. A KANN DAS URTEIL DES LITERATURKRITIKERS, HESSE SEI KITSCHIG, NICHT SO OHNE WEITERES ANNEHMEN.

„Seit langem schon bemüht A sich, Schritt zu halten mit dem ebenso gescheiterten wie vehementen modernen Literaturkritiker, der einen der Dichterfreunde seiner Jugend, den aus Schwaben stammenden Schweizer Hermann Hesse, ohne viel Federlesens als Kitsch-Ersteller erklärt hat. Nun ja, er, A, hat dem armen Hesse ja auch die Treue nicht unbedingt gehalten, und wenn er heute nachlesen sollte, wie das war, als Demian und sein romantischer Freund Pistorius miteinander in die Kohlenglut starteten, würde es für ihn wahrscheinlich auch eine penible Lektüre sein. Peter Camenzinds Liebe zum Bürgertöchterlein Rösi Girtanner dünkt ihm ziemlich spießig, Harry Hallers, des Steppenwolf Leidenschaft für seine androgyne Hermine hat für ihn, wenn er zufällig das Buch wieder aufschlägt, entschieden zugleich etwas Wichtigtueriesches und Komisches. In Gottes Namen, da hat ein alter Kerl von Fünfzig verspätet gelernt, dass es eine Annehmlichkeit ist, mit einem hübschen Mädchen zu schlafen, er hätte nicht soviel Wesens aus der trivialen Geschichte machen sollen. Aber so frischweg zu verfahren mit dem Wort Kitsch, das scheint A denn doch als ein etwas gewagtes Unternehmen.“ (S. 94-95)

3. ALS KITSCHIG ERLEBEN WIR HEUTE, WAS GESTERN IN MODE WAR.

„Gelächter und beschämte Schmerzlichkeit, also Kitsch, das ist stets, denkt A, was *gestern* als ein *Modisches erlebt* wurde. Hesse, das Adjektivum hold, sie müssen heute dran glauben, weil sie von gestern sind und gestern populär waren, das heißt: durch Massenbrauch abgenutzt, entwertet wurden. Kafka, der zur selben Zeit, als Hesse der Holdheit sich ergab, seine kalten Schauerlichkeiten schrieb, wurde vom Verkitschungsprozeß, der ein historischer ist, nicht erfasst. Dies nicht, weil sein Werk aus Elementen aufgebaut ist, die vom Hesseschen so sehr verschieden sind [...] sondern weil der Prager im Gegensatz zum Schwaben-Schweizer niemals eine zeitgenössische Mode war. Die Kafka-Mode gab es erst, als es Kafka nicht mehr gab...“ (S. 95-96)

4. A KANN RATIONAL VERSTEHEN, DASS „HOLD“ KITSCHIG IST, ABER NICHT EMOTIONAL.

„Daß A versucht, sich die Abläufe ästhetischer und intellektueller Wandlungen gegenwärtig zu machen, so gut er es vermag, seine kulturelle Unzeitgemäßheit historisch zu legitimieren, denn unzeitgemäß ist er auf unheilbare Weise, da ihm die Kitschhaftigkeit des Holden zwar in den Kopf, aber nicht in den Sinn will, bedeutet ihm nur eine recht abstrakte und theoretische Erleichterung. So zweifelt er zunächst nicht daran, dass der kritische Kopf sich auf Holzwegen befand, weil er sich niemals die Mühe machte, auszuforschen, welche Relationen „hold“ innerhalb des Zeichensystems, in dem er junge Hesse behaust war, zu den anderen Zeichen gehabt haben mochte. Wie verliefen die Beziehungslinien des inkriminierten Adjektivs zu den einzelnen ästhetischen Komponenten der Alltagssprache der Zeit, zur Kleidermode, zur lyrischen Sprache in den Schullesebüchern und der anderen, die damals „modern“ war, zu geläufigen Klang- und Bildstrukturen? Die jungen Mädchen à la Rösi Girtanner spielten das Frühlingsrauschen von Sinding auf dem Piano. Liliencron wurde gelesen. Storm war noch nicht lange tot. Hold war noch nicht hold, Hesse war nicht Hesse, so wenig wie der Hölderlin von 1800 Hölderlin gewesen war. – Dergleichen hat der energische Kritiker nicht überlegt, denkt A, als er strenge Recht oder Unrecht sprach über Zeichen, die Sinn gehabt hatten nur innerhalb einer Klasse von Zeichen. Es ist aber der kritische Richter Hesses doch nicht so ohne weiteres abzutun: er hat Gebrauch gemacht von seiner Befugnis, als Mann seiner Zeit mitzubauen am Zeichensystem seiner Zeit und hat die Hesse-Zeichen in neue Beziehungen gesetzt, hat sie damit umgewertet und verändert.“ (S. 96)

5. A KANN DAS GEDICHT VON ERNST JANDL, WEIL ER THEORETISCH GEBILDET IST, RATIONAL NACHVOLLZIEHEN, ABER ES GEHT IHM EMOTIONAL NICHT NAHE.

„Er kann, es ist wahr, sagt er sich, wenn er sich nur Mühe gibt, neue Zeichen zu erlernen, die Ordnungen von heute überschauen, wenngleich nicht alle. Poesie. Es hatte kein Ende mit Liliencron, den er mit Sechzehn geliebt hat, mit Rilke, den er etwas später las, mit Heym, Trakl, Werfel, Ehrenstein, die darauf folgten und zu Elementen seines Individualsystems wurden. Es ging alles weiter und wird weiter gehen. Aber da liegt vor ihm ein Gedicht. „him hanfang war das wort hund das wort war bei / gott hund gott war das wort hund das wort hist fleisch / geworden hund hat hunter huns gewohnt...“ was nach einigen verblüffenden Varianten dann endet mit den Zeilen „...schim schan schlang schar das wort schlund schasch wort / schar schlei schlott schund flott war das wort schund / schasch fort schist schleisch scheschlorden schund / schat schlunter schluns scheschloht“. Ja. Das ist nicht ruchlos, noch verrucht; es ist auch nicht gar so neuartig, dass man sich an den Kopf greift in heller Fassungslosigkeit. Auf A's Gesicht steht kein Spießgrinsen, noch der Zug konservativer Entrüstung. Er hat da und dort theoretische Schriften gelesen, die die Syntax solcher Zeichen ihm so halbwegs deutlich gemacht hatten. Er ist voll ehrlichen Bemühens. Aber die Liebesmüh ist vergeblich und er kann sich nicht anfreunden (...) mit schlunter schluns. Und mit einemmal erleuchtet sich ihm die unheimliche Tatsache, dass für den Alternden nicht nur der Leib aus einem Tragenden zum Lastenden, zur Last wurde -: auch die Kultur wird, wie das insuffiziente Herz, der empfindliche Magen, das schwache Kauwerkzeug, Drangsal und Mühsal. Äußerst drangsällig ist es, wenn täglich neue Zeichen und Systeme erlernt werden müssen. [...] Wohl kann er, wenn er sich einlässt, auf den Effort und zu Studien ästhetischer Schriften sich entschließt, mehr oder minder zurecht kommen mit schasch fort schist schleich. Dann zieht er den Hut, wenn er dergleichen sieht, im Gefühl des

gedrückten Respektes und dem Bewußtsein eigener Unzeitgemäßheit. Woher aber ist ihm entschieden, wenn er es nicht sieht.“ (S. 98-99)

Arbeitsmethode zur Aufarbeitung dieser Zitate in einer kulturtheoretischen Reflexion:

1. In den Zitaten behauptet Jean Améry, dass es so etwas wie „kulturelles Altern“ gibt, wodurch der alternde Mensch gleichsam aus seiner eigenen Kultur heraus fällt und sich selbst als unzeitgemäß wahrnimmt.
2. Akzeptieren wir den Gedanken, dass die Teilnahme an seiner Kultur keine gleichmäßige ist, sondern im Prozess des Heranwachsens und Alterns stärker und schwächer werden kann, so können wir nun IM UMKEHRSCHLUSS die herrschende Kulturvorstellung besser beschreiben und bewerten als vorher.
3. Ansätze zu einer solchen Beschreibung könnten in etwa lauten: In der heute vorherrschenden Vorstellung von Kultur gilt man als Vollmitglied dieser Kultur und als 100%er Träger derselben eigentlich allein dadurch, dass man in ihr geboren respektive aufgewachsen ist. Wie viel jemand von seiner eigenen Kultur weiß, danach wird nicht gefragt. Auch Ungleichmäßigkeiten in der Teilnahme an der eigenen Kultur werden nicht angenommen: Man gilt von Kindesbeinen an bis zum Greisenalter als völliger Deutscher, Pole, Chinese etc.
4. Bevor man nach dem Warum fragt, sollte man noch nach dem Was fragen? Was überhaupt bezeichnen die heutige Vorstellung von Kultur und der heutige Kulturbegriff? Die heutige Kulturvorstellung unterstreicht den Aspekt der Zugehörigkeit eines Individuums zu seiner Kultur und blockt aber zugleich eine jede Frage nach dem Inhalt der im jeweiligen Individuum innewohnenden Kultur ab. Das ist verwirrend, weil widersprüchlich – denn eine Kultur ohne Inhalt kann es ja eigentlich nicht geben.
5. Noch eine zweite Was-Frage wäre interessant vor der Warum-Frage, nämlich: Und wie sähe die Vorstellung vom Kulturbegriff aus, wenn Jean Améry Recht hätte? Nun, dann würde man mit dem Heranwachsen mehr zum Österreicher, Franzosen oder Belgier und mit dem Altern würde das Österreichtum, also die Zugehörigkeit zur Herkunftskultur, wieder ausbleichen und sich verlieren. Kann man sich so etwas vorstellen? Inwieweit stimmt es mit unserer erlebten Erfahrung überein? (= Wo kann man solche Vorgänge beobachten?) Inwiefern würden sich unsere Beziehung zur „Welt“ und unser Ansprüche an sie ändern, wenn wir von einem solchen Modell teilweiser Teilnahme ausgingen? Schließlich: Lässt sich das von Améry hier beschriebene Modell teilweiser und veränderlicher Teilnahme und Teilhabe an der gemeinsamen Kultur im literarischen Bereich durch Analogie noch auf andere Themenfelder und Lebensbereiche übertragen?
6. Schlüsse: Jetzt kommen wir zum Warum? (wobei ich daran erinnern möchte, dass auch ein jedes Warum immer eigentlich ein verkleidetes Was? ist, denn es fragt sich: Was bedeutet dieses Warum?, was sagt es uns?) Man kann sich danach fragen, warum wir einem so einfachen und einfältigen Kulturbegriff der vollständigen Teilnahme und Teilhabe an der eigenen Kultur anhängen?; warum man sich entschlossen hat, uns diesen Kulturbegriff einzureden? und was man auf diese Weise erreichen will? Man kann sich fragen, welches Menschenbild dieser Kulturbegriff vermittelt (das eines Menschen, der nicht aufwächst und nicht altert?)?; warum bereichert man die Diskussion über Kultur nicht um den Aspekt, den Jean Améry hier eingeführt hat?

Die fünf Zitate Jean Amérys geben Anlass, über unseren Kulturbegriff zu reflektieren, weil sie ihn infrage stellen, indem sie seine andere, unbemerkte und auch unbemerkt bleiben sollende Seite evozieren. Sie tun das durch Thematisieren eines ernstern Problems, welches im Kulturdiskurs normalerweise keine Berücksichtigung findet – durch das Problem der Erfahrung, dass ein Mensch sich selbst aus der Kultur (graduell) heraus gefallen vorfindet. Man kann diese Textausschnitte von Améry daher als kreative Anregung auffassen, um sich den dunklen, unbelichteten Seiten unseres Kulturbegriffs zuzuwenden. Der forscherschen Phantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt, denn dieses unbekannte Land ist noch überhaupt nicht erforscht. Man kann dabei davon ausgehen, dass es möglicherweise viele analoge Aspekte zu Amérys Beispiel der prekären Teilnahme an der eigenen Kultur im literarischen Bereich gibt, die wir (bisläng) noch gar nicht sehen können, weil wir sie nicht zu sehen gewohnt sind. Man kann sich danach fragen, ob wir nicht im Widerspruch mit uns selber leben, wenn wir in nur teilweiser Teilnahme an unserer Kultur leben, aber an die volle Teilhabe glauben. Schließlich, ob unser herkömmlicher Kulturbegriff selbst noch Bestand haben kann, wenn man ihn mit einem solch feinen und scharfen Skalpell befragt wie es Jean Amérys Entdeckung des „kulturellen Alterns“ ist?